

hernach an. Auch macht sich bei den Betroffenen noch jahrelang jedesmal bei auftretendem Gewitter eine gewisse nervöse Unruhe bemerkbar. Oft bestehen die Nöthigungen der Gliedmaßen noch längere Zeit nach dem Ereignis fort, gehen aber schließlich immer in Heilung über. Dasselbe gilt auch von den anderen durch Blitzschlag verursachten Krankheiten, wie Taubheit, Erblindung, Gefäßlosigkeit oder auch hochgradige Empfindlichkeit, Verlust der Haare und Nägel, Blutungen aus Nase oder Ohren, Schlingbeschwerden, Stuhl- oder Harnverhaltung u. a. m.

Es ist demnach ersichtlich, daß der Blitzschlag, auch wo er nicht unmittelbar tödlich wirkt, immerhin für den Betroffenen ein sehr böses Ereignis darstellt. Um so wunderbarer ist der alte Glaube an die „heilende“ Wirkung des Blitzes, und es fehlte nur noch, daß verzweifelte Kranke, an deren Leiden die irische ärztliche Kunst bisher gescheitert ist, zu diesem letzten himmlischen Mittel ihre Zuflucht nähmen. Die Sache hat allerdings etwas Verführerisches an sich im Hinblick auf die Heilkräftigkeit der Elektrizität überhaupt; die Gefahr einer solchen natürlichen Elektrotherapie könnte man vielleicht mit der Bemerkung abthun, daß der Kranke selbst sich ja auch sonst zu weilen Operationen aussetzen muß, deren Ausgang in Bezug auf Erhaltung des Lebens sehr fragwürdig ist. Indessen, bis der Blitz als aktive Waffe in den Arzneischatz aufgenommen werden wird, dürfte wohl noch eine geraume Zeit vergehen. Ohne Einwilligung des Kranken und des behandelnden Arztes dagegen soll er sich ja schon einige Male kuppelstichartige Eingriffe in das Gebiet des Letzteren erlaubt haben. So berichtet der französische Arzt Boudin von einem durch Blitzschlag geheilten Fall von Körperlähmung. Sein landesmännlicher Kollege Chaillu ferner hat die Krankengeschichte eines Konduktors veröffentlicht, der seit fünf Jahren an rheumatischen Beschwerden litt, sich aber sofort gänzlich schmerzfrei fühlte, nachdem er von einem Blitzstrahl getroffen worden war. Doch auch der deutsche Arzt Kunze hat vor wenigen Jahren einen Fall veröffentlicht, wonach eine durch einen Schlaganfall rechtsseitig gelähmte und dabei auch noch fast gänzlich des Sprachvermögens beraubte Person bei einem Gewitter auf der rechten Seite vom Blitz getroffen wurde und danach bedeutende und augenfällige Besserung ihres Zustandes erlangt haben soll. Auch der Kreisphysikus Ludwig in Euzlichsen berichtet von einem vom Blitz Betroffenen, dessen Schraut dadurch sich bedeutend verbesserte. Decartige Heilungsvorgänge gänzlich in das Gebiet der Fabel zu verweisen, dürfte demnach nicht angängig sein, und es bleibt nur zu wünschen, daß von einwandfreier Seite weitere diesbezügliche Beobachtungen mitgeteilt werden möchten. Aber auch sonst harren noch viele dunkle Punkte dieses ganzen Gebietes der aufklärenden Arbeit zukünftiger Zeiten.

# Pantomime.

von Hermann Bahr.

Die Pariser Theater wissen sich bald nicht mehr zu helfen: keine Spektulation schlägt ein und keine Kasse zieht, das Publikum ist müde und verdrossen, die Not brennt in den Klaffen. An dem fetten Wucher aus der Exposition Universelle haben sie sich über diesen zum Verschmähen düren Winter geschleppt, gebüdig von Woche zu Woche vertagter Hoffnung. Aber jetzt, allmählich, da kein ersunderlicher Versuch mehr wirken will und alle letzten Neuerungen im Kreise herum erschöpft sind und der gemeine Ueberdruß nur täglich wächst, jetzt verlieren sie das letzte Vertrauen, es wird ihnen bange und sie wissen sich keinen Rat. Ein Wunder müßte geschehen; aber nirgends, jammern sie, regt sich ein Zeichen, das es verzeihen dürfte. Sie können, mit allem

bereiten Gehorsam, das Neue nicht gewähren, das die dunkle und verhäulte Laune des Geschmacks fordert; und wieder das Neue, das sie in wechselfachen Sorgen versuchen — von diesem mag jene verwöhnte Begierde jedesmal wieder nichts hören.

Der Naturalismus hat alles alte Theater gründlich vererbt, heillos — das ist die Signatur der theatralischen Situation von heute. Kein Mensch läßt sich die überlebte und hergebrachte Formel mehr gefallen. Der dicke, alte Sarcay selbst, das widerpenfeste, nicht leicht gerührte Ungetüm, frivoler Neuerungssucht kaum verbüchsig, schmauß verräterische Seufzer nach der neuen Kunst.

Aber — es muß nur christlich gestanden werden: er konnte das alte Theater verderben, aber ein neues an seinem Platze zu gestalten misriet dem Naturalismus vorläufig. Als niederschmetternde Beleidigungen der alten Kunst, von denen sie sich nicht mehr erholen würde, wurden seine Werke bejubelt; aber die nachhaltige Verfriedigung des neuen Geschmacks, welche ihn von der irren Sehnsucht nach dem Unbekannten endlich erlösen könnte, brachten sie noch nicht. Er mochte manchmal, wie an den finstern Paradoxen des „Monsieur Betsy,“ seine jähre Begierde eine Weile beruhigen; aber dann loderte sie doch gleich nur desto wüthiger wieder empor.

Ob ihr ein Heiland kommen wird . . . wann . . . woher?

Einstweilen peitscht die Not die Direktoren von Experiment zu Experiment — wo immer nur etwas sich für neu ausgeben und den verblühten Gaumen noch einmal wirzen könnte. Jeder Vorschlag ist in dieser wilden Hast willkommen und jede vergessene Caprice der Gropäter wird ausgegraben. So konnte es sich ereignen, daß aus der rosigsten Kumpelkammer längst verholpener Moden die bestaunte und vergessene Pantomime zu sonnigen Triumphe auferstand.

Die „Bouffes“ spielen seit vier Wochen Michel Carrés „L'enfant prodigue“ vor täglich ausverkauftem Hause und diese von Wormier musizierte Pantomime ist der größte Erfolg der ganzen Saison.

Damit hat der Hause des großen Publikums ein Urteil bestätigt, welches seit ungefähr zwei Jahren sich unter den Feinschmeckern der Kunst verbreitete. Seit zwei Jahren, beläufig, spielt der Cerele fumabulose, eine Gesellschaft von künstlichen Federmäulern und Lebemännern der Litteratur, eine Pantomime, mit wachsendem Glück, um die andere: Paul Marquereites „La Colombine pardonnée“ und Naoul de Najas „La Barbe-Bleuettes“ hängen mir namentlich als die gefälligsten Treffer im Gedächtnis. Alle Meinungen waren bald geneigt, daß von allen überlebten Formen der alten Litteratur die Pantomime die einzige sei, welche sich der moderne Geschmack mit Behagen gefallen lassen könne; nun klatscht auch noch die Menge ihre Einstimmung dazu.

Diese allgemeine Empfindung, daß von allem Alten bloß die Pantomime allein mit unserer neuerungstollen Laune verträglich sei, kann ich garantieren. Alle wundern sich darüber, finden sie seltsam und wütheln gegen sich selber; aber in allen ist sie nun einmal unweglugbar vorhanden. Dagegen die Formel, wie ich mir ihre Herkunft und Berechtigung erkläre, die mag ich freilich bloß als eine schein, unzutruuliche Vermutung meiner Berlegenheit behaupten.

Unser Geschmack, der sonst gegen alle theatralische Tradition, wie milde und süßsam sie sich auch gebade, zu nachgiebigen Zugeständnissen willig bereit, mit ungebüdigem Sohne oder gar mit rebellischer Langweile revolvirt, läßt sich die Pantomime gelassen gefallen, weil sie allein jede Beleidigung seines Wirklichkeitssinnes vermeidet. Wir sind nun einmal, widerwillig oder mit Fleiß, von starken Erben an die wirkliche Welt gedrängt, und zu rascher Heißbarkeit neigt leicht unser realitätsches Gefühl. Was Menschliches auf die Bretter steigt, das prüfen wir graum auf den Gehalt von Alltags-Wahrheit, und jedes Verlogene, was mit unserer gesammelten Erfahrungen nicht stimmt, wird ohne Erbarmen verpöffen und weggezielt. Es ist ungeschickt, ja, er vergällen uns bloß

manches Vergnügen. Aber mit allen Vorzügen und guten Klagen wird uns nicht geholfen, es steht uns einmal unverwundlich im Mute: wir sind eben schon alleamt, auch die es nicht Wort haben wollen, bis ins Mark durch die zehn Jahre Naturalismus unheilbar verborben.

Mit diesem Sinne des Wirklichen, welcher uns alle andere Tradition der Kunst zur Ungehörbarkeit verleidet, verträgt sich die Pantomime vortrefflich. Nämlich, die Pantomime handelt nicht vom Menschen, sondern von Pterot, und sie kündigt es uns von allem Anfang an voraus an, rechtschaffen und ehrlich, daß ihre einzige Heimat, welche sie keinen Augenblick verläßt, daß ihre einzige Heimat, welche sie mit dieser tagelassen Strohwirklichkeit rings um uns nichts zu schaffen, sondern lebt in einer anderen, fernen, unterwölften Sternenswelt, von welcher wir nichts wissen und die Lüge nicht unterstehen können. Sie hat in ihrer Willkür ihr eigenes Gesetz, welches gegen unsere irdische Wirkhaftigkeit nicht verstößt, weil es neben ihr auf einer ganz anderen Seite verweilt, drüben und weit weg.

Im Beispielen wird man sich dessen ganz deutlich bewußt. Wenn da einer hereingehneht kommt, in Kleidern der Gegenwart, um von jenen Monologen der Orientierung einen Loszulassen: „Drei Wochen bin ich, der sonst so flatterhafte Falter, den keine Circenkunft ins Netz zu locken wüßte, nun hier auf dem Schlosse der Gräfin Fernande. Aber Fräulein warste ich auch zu reizend, halb noch ärglos träumende Anspö, halb schon die laisterliche Triumphtorin, die sich ihrer Unverständlichkeit bewußt ist, auf jeden Fall ein unvergleichlicher von berückendem Zauber. Die Diener sind bestochen, alles weilt draußen auf der Jagd, ich will mich erkären“ — das ist uns wie eine schallende Ohrfeige mitten ins Gesicht und es wandelt uns an, mit den Sigbertern dem geschminkten Nicht auf den Schödel zu zielen. Dagegen, gleich beim ersten Parzelbaum des gepuderten Pierrot, wenn er mit vom Schreien ausgefretet und verlängerten Grimassen sich gegen die Lauscher versichert und von den gespitzten Lippen, während ihm die wasserblauen Verzähneimichtungen aus den übermachener Seligkeit verbrängten Lidern quellen, verzückt über die hotden Kremenate wirft, da lacht uns gleich von satigem Behagen das Herz, und mit Bollst schlärwir wir den tollen Wirbel seiner ausgelassenen Gebärden. Es fällt der Wahrhaftigkeit hier nicht ein, keinen Augenblick, sich störend ins Vergnügen zu mischen, mit realitätscher Kontrolle: denn hier ist es ausgemacht und vorbedungen, jeder merkt's auf den ersten Blick, daß von der grauen Wirklichkeit überhaupt gar nicht erst die Rede sein, sondern sofort in moosgrünen Phantastil lustig ausgeflogen werden soll, bis nach den steifsten Unmöglichkeiten verwegene hinauf, munter in vollen Märchen bis an den Hals.

Unser Trieb auf das Wirkliche, den wir nun einmal nicht mehr vermeiden, wird von der Pantomime nicht beleidigt, die lachte und höflich an ihm daneben vorbeigeht; aber unser Trieb auf das Phantastische, dessen täglich begehlicherer Hunger gegen die Alleinheerschaft des Naturalismus täglich grümmiger revolvirt, wird von der Pantomime allein heute befriedigt. Es nißt einmal nichts: jene Begierde nach dem Wahnen, nach dem Traume, nach der Trunkenheit ist auch in uns, unaustrorbar, wie wir immer uns mit erbittertem Verstande wehren mögen, nach aller gewaltfamer Bedrückung immer nur wieder aufs neue mit frischem Mute regsam, von der nämlichen Zwingkraft auf uns wie die andere nach der nüchternen und wachen Wahrheit. Und die Formel, in welcher das neue Bedürfnis ganz aufgehen soll, daß seiner irren Hast endlich Friede werde, die große Formel des gesamten modernen Geschmacks wird auch eine opiatische Note enthalten müssen.

Doch dahin hat's noch gute Wege, diesseits und jenseits Vogeln, nach der neuen Kunst, von der so viel die Rede der gar so wenig die That ist. Aber wie wäre es, wenn

wir einstweilen, in dieser langen und schon langweiligen Pause zwischen dem alten, welches nicht mehr erträglich, und dem neuen Theater, welches noch nicht ersündlich ist, wenn wir einstweilen den Beispielen der Parier versuchsweise folgten und auch einmal unser Glück mit der Pantomime probierten? Ich denke sie mir von Silenoren geträumt und von den genialen Hugo Wolf vertont, und Böcklin müßte ihre Bilder stellen — und nach sechs Wochen, ich weite, wären die drei ganz phantastisch riesige Millionäre, auf goldenen Stelzen der schonenden Bewunderung entrückt und von eiselngetürmtem Ruhme unter die seligen Engel entführt.

# Wilde Rosen.

Stimmungsbild von Heinz Doyote.

Die Sonnenstrahlen flittern durch das Gewir der breitblättrigen Weinranken, die sich um die Holzsäulen der kleinen Veranda wunden, und deren machsiges Blättern, vom herannahenden Herbste rötlich überhaucht, sich zwischen den leichten Stützpfählen des Balkons ausspannt, unter dem eine anheimelnde Dämmerung herrscht.

In einem amerikanischen Schauffelstuhle liegt eine junge Frau, die Hände lässig im Schoß gefaltet; und während sie durch sich in regelmäßigen Pausen folgende Stöße mit der Fußspitze den Stuhl im Liegen erhält, blickt sie auf die ineinander verschwimmenden kreisrunden Tischlecke, die auf dem bunten Fliesenboden von den Strahlen der frühen Morgensonne gebildet werden.

Sie zieht die Schultern in der weißwollenen algerischen Bandura hoch, und sich redend, daß der Schauffelstuhl mit plötzlichem Ruck still steht, hebt sie die Hände über den Kopf empor, schlingt die Finger ineinander, und die Handflächen nach oben kehrend, streift sie leis gähmend die Arme gen Himmel, daß die losen, weiten Ärmel des Gewandes bis fast zu den Schultern zurücksinken.

Dann läßt sie die Hände wieder müde auf die Kniee fallen und träumt vor sich hin, die feinen dunklen Augenbrauen etwas zusammengezogen; während die kleinen Füße feil auf dem Boden ruhen und der geschmeidige Oberkörper leicht nach vorn gebeugt ist.

Das Mädchen kommt; aber die junge Frau blickt nicht auf, während der Freistückstisch abgeräumt wird. Selbst das Klappern der Teller und Tassen vermag sie nicht zu stören. Dann ist es wieder still . . . Nur von einer Nebenvilla dringen einzelne angeschlagene Töne eines Klaviers herüber, und dann die falkig gepielte Melodie: Ach ich hab . . . sie ja nur . . .

Da bricht das Spiel wieder ab. — Es ist still ringsum. Das welkende Weinlaub duftet so scharf.

Zweilen klinkt ein Messingstab, wenn der graue Papagei mit seinem Schnabel gegen das Gitter seines großen gelben Messingbauers stößt.

Dann freucht er wild auf, daß sie zusammenschreckt. — Im Balkonzimmer fällt eine Thür zu. Dann langsam näher kommende Schritte. Ihr Gate in Hut und Mantel, den Stock unter dem Arme, mit dem Zuknöpsen des linken Handgelenks beschäftigt.

Es ist dreiviertel zehn, und wie gewöhnlich ist er im Begriffe, von Wamsee nach Berlin zu fahren. „Nun, Kindchen . . . was wirst Du dem heute thun . . . Er fragt es gleichgültig lässig. „Unterstützt dich das wirklich so?“ fragt sie lächelnd weil dies Frage tagtäglich wiederholt. „Si gewiß — ich muß doch wissen . . . ob sich mei Frauen . . . na! — nicht langweilt . . . so!“

\* Es ist in diesem Aufsatz nur von französischen Zuständen die Rede.